

(Nachdruck verboten.)

24]

Alltagsleute.

Roman von Wilhelm Meyer-Förster.

Klara schrieb der Schwester einen rührenden Brief voll Liebe und Freude, der auch beantwortet wurde. Zu der Hochzeit wurde sie eingeladen, nicht aber ihr Mann. Sie zerriß die Karte und sagte Richard nichts davon.

Allmählig wurde Frau Ohnesorge Klara's Freundin. Sie drängte sich ihr auf, und ganz langsam wurde sie Klara unentbehrlich. Die grenzenlose Einsamkeit war nicht zu ertragen, und Frau Ohnesorge hatte eine nette Manier, die Leute zu unterhalten. Sie hatte vier Zimmer zu vermieten, in denen Studenten wohnten. War Semester, so lebte sie in dulce júbilo, waren Ferien, so mußte sie krumm liegen und verwißelte dann alle Universtitäten, Studenten und was damit zusammenhängt. Da sie dieses schwankende Geschäft schon seit zwanzig Jahren betrieb, war sie mit der Studentenschaft und deren Gebräuchen vertraut und hatte eine Zeit lang den großen Plan, einen bürgerlichen Mittagstisch einzurichten. Sie besuchte häufig das Theater und redete sich merkwürdigerweise ein, einer ziemlich hohen Bildungsstufe anzugehören. Klara gefiel ihr, und als sie hörte, daß die junge Frau eine Geheimrathstochter und mit den berühmtesten Leuten verwandt sei, that sie alle ihre bisherigen Freundinnen in den Bann und schloß sich ganz an Klara. Sie ging mit ihr in die Markthalle, zeigte ihr die Behandlung der Wäsche und war ihr in vieler Weise nützlich, auch dann vor allem, als Klara auf das baldige Kommen eines Kindes hoffen durfte. Rathschläge für diese Lebenslage einer jungen Frau waren Frau Ohnesorge's Spezialität, obwohl sie selbst kinderlos war. Sie hatte darin allerhand komische und veraltete Ansichten, aber andererseits verfügte sie doch auch über viele praktische Erfahrungen und war für Klara in dieser Zeit ein rechter Trost.

Es war trübe anzusehen, wie in der einsamen jungen Frau Todesahnungen aufstiegen. Einmal überkam sie eine große Sehnsucht, Eva's Grab zu besuchen, denn die war ihre einzige wahre Freundin gewesen, wenn diese Freundschaft auch nur so kurz gedauert und so schrecklich geendet hatte. Natürlich suchte ihr Frau Ohnesorge diese lächerliche Idee auszureden, aber die sonst so schwache und nachgiebige Klara war in diesem Falle starrköpfig. Sie nahm Hut und Mantel und schlich sich leise hinaus und die Treppe hinab. Zudessen wollte es der Zufall, daß Frau Ohnesorge auch eben auszugehen beabsichtigte, und da sie trotz ihrer Korpulenz und Kürze eine außerordentliche Bäuserin war, holte sie die hundert Schritt vor ihr gehende und nichtsahnende Klara bald ein.

„Also doch nach dem Kirchhof?“

Klara nickte.

„Na, dann werde ich wenigstens mitgehen.“

Sie fuhren mit dem Omnibus eine weite Strecke und hatten noch ein Stück Weges zu marschieren. Aus dem Lärm und Trübel der Straße traten sie in den stillen Garten, wo die Todten schlafen. Es war Frühling, und ein warmer Nachtregen hatte alle Blüten aus den Knospen gesprengt. Frau Ohnesorge wurde bewegt und poetisch.

„Es ist unrecht,“ meinte sie, „daß man so selten auf die Kirchhöfe geht. Erstens diese Natur und zweitens der Frieden. Man kommt da ordentlich in Stimmung. Ach Ohnesorge!“

Ohnesorge lag auf einem anderen Friedhofe begraben, und seine Wittne beschloß, morgen ihn zu besuchen und Blumen auf sein Grab zu bringen. Aber andern Tages war sie aus der Stimmung und schob den Beisch so oft hinaus, bis er schließlich vergessen war.

Klara sagte nichts, ging still zwischen den Gräberreihen her und stand dann lange vor Eva's Anbestätte. Schwer lagen noch immer die verdorrten Kränze auf dem Hügel, und Gras und Blumen suchten vergebens sich unter der häßlichen Last ans Licht des Frühlings zu ringen. Zu Häupten stand ein Marmorkreuz mit goldener Inschrift und ringsum war ein kostbares Gitter gezogen.

Frau Ohnesorge schwieg lange Zeit respektvoll und überließ die junge Frau ihren Betrachtungen, Erinnerungen und

bangen Ahnungen. Schließlich wurde ihr bei aller Achtung die Sache aber doch langweilig und eine Art Born über ihre Gutmüthigkeit stieg in ihr auf.

Sie verließen langsam den Friedhof, und Frau Ohnesorge schlug vor, nach diesem schönen und stimmungsvollen Gange eine Tasse Chokolade zu trinken, denn ihre Beine waren zwar rasch, aber etwas schwächlich und von dem langen Stehen angestrengt. Sie gingen in eine Konditorei, wo Klara's Begleiterin die Fliegenden Blätter las und über das Kind mit der Krage so lachen mußte, daß der Konditorjunge seine Glossen machte. Auch Klara mußte über das komische Bild lächeln, und als man nachher durch die Straßen spazierte, alle Bäden besah und Frau Ohnesorge vor jedem Schaufenster die Betrachtung anstellte, welcher Gegenstand von ihr — wenn sie die freie Wahl hätte — ausgesucht werden würde, da verschwanden in der jungen Frau die trüben Gedanken und sie war heiterer als sonst.

Schließlich schlug ihre Begleiterin sogar vor, in ein billiges Theater zu gehen, wo drei wunderhübsche Menschen am Rednertribun und der beste Komiker von Berlin seine Witz zum besten gab — aber Klara lehnte das ab. Allmählig, je dunkler es wurde, kamen die traurigen Gedanken zurück, und als sie zu Hause anlangte, bat sie Frau Ohnesorge, sie allein zu lassen, denn sie wolle schlafen gehen. Sie steckte sich ihre kleine Lampe an, die nur wenig Petroleum verbrannte, und machte ein sentimentales Gedicht auf das Grab der Freundin. Es gelang nur halb; sie zerriß es, legte den Kopf auf den Tisch und weinte.

Als ihr Mann spät in der Nacht heimkam, fand er Klara in dieser Stellung schlafend und die Lampe am Verlöschen. Er betrachtete sie einige Zeit. Das starke aschblonde Haar lag auf einem schmalen, blassen Gesichte, das in dieser für die Frau schwersten Zeit verfallen und elend erschien.

In wenigen Monaten war sie alt geworden. Vorbei die hübschen Tage, wo Herr Richard in seinen Freistunden durch die Straßen spazieren und hochfliegende Ideen zimmern konnte, allen Mädchen unter die Hüte sehen und die Netteste sich auswählen durfte. An die da war er gebunden für Zeit des Lebens, und dieses ganze Trachten nach einer recht vornehmen Heirath hatte ihm nichts eingetragen als Nerger, Verstedenspiel und eine mittellose verblühte Frau.

Für die da quälte er sich, zerlief sich die Füße Treppe auf, Treppe ab und mußte, statt ruhig im Hotel zu schlafen, spät nachts und früh morgens noch den weiten Weg traben. Bediglich ihretwegen.

Er war sonst ein gutmüthiger Mensch, der nicht leicht ungerecht wurde, aber er war doch nicht zartfühlend genug, um sich klar zu machen, daß in dieser Ehe das Loos der Frau das unendlich traurigere sei.

Er rüttelte sie nicht sehr sanft an der Schulter, sie fuhr auf und starrte ihn verschlafen an.

„Na, Klara, was heißt denn das? Nachts zwölf Uhr und Du noch nicht im Bett? Dazu die qualmende Lampe — nimm's mir nicht übel, aber das will ich nicht wieder.“

Sie wurde wach und sah ihn ängstlich an.

„Und das Schlafzimmer nicht in Ordnung, kein Trankwasser, kein Waschwasser — ja zum Kukud, soll ich denn nachts todtrübe noch Dienstmädchen spielen?!“

Nein, das sollte er nicht. Sie lief in die Küche und holte Wasser und brachte alles schnell in Ordnung. Sie war in großer Angst, daß er noch weiter schelten würde, aber er knurrte nur halblaut vor sich hin.

Nun faßte Klara Muth und trat zu ihm, lehnte sich an ihn und bat gleichsam stumm um Verzeihung für die kleine Nachlässigkeit.

„Ja, ja, Klara, es ist ja gut. Aber ich muß schlafen gehen, ich bin müde zum Umfallen.“

Er küßte sie flüchtig und schlief bald ein.

XVIII.

Die Geheimrathin war nun einsam geworden. Ihre drei Kinder hatten geheirathet, und der Zweck ihres Lebens war damit im Grunde genommen erfüllt. Sind die Mütter in diesem Stadium angelangt, so haben sie ihre Lebensaufgabe quasi durchgeführt, und alles, was nachher kommt, ist nur noch eine Art Hinvegetiren. Schon der stereotype Kampf

mit den Schwiegerjöhnen zeigt an, daß die reifgewordenen Kinder die fernere Thätigkeit der Mutter für unnötig halten, und wer wollte nicht erkennen, daß in diesem Verzweiflungskampf der als unnütz beiseite geschobenen Frau eine Tragik liegt? Sie hat mit ihrem Herzblut und unendlicher Mühe das Kind geboren, genährt, aufgezogen, und sie will das harte Naturgesetz nicht anerkennen, das nach gethauer Arbeit dem Individuum jede Berechtigung weiteren Eingreifens abspriicht. Du hast Deine Schuldigkeit gethan, basta. Dank giebt es nicht.

Die Geheimrätthin war indessen ein tapferer Handegen, der nicht ohne weiteres klein beigab, und sie eröffnete den Kampf sowohl mit Klaus' Frau als mit Hedwig's Gatten ohne Zagen. Auf Klara und deren Mann achtete sie natürlich in keiner Weise, die existirten für sie überhaupt nicht. Die einzelnen Phasen dieser Bataillen sollen hier nicht geschilbert werden, denn im großen und ganzen sind die Schwiegermütterkämpfe wohl immer dieselben. Nur kam bei der Geheimrätthin ein egoistisches Moment hinzu, nämlich ihre durchaus ungenügende Verpflegung und Lebensweise. Sie hatte auf Kosten ihrer Kinder eine mäßige Wohnung in der Hollmannstraße erhalten, aber stand dieses Loch in irgend welchem Verhältnisse zu Hedwig's eleganter Wohnung in Moabit, zu Klaus' Schweizer Reise, zu den Diners, die ihr Schwiegerjohn gab, und zu dem Pony ihrer Schwiegertochter? Die letztere stellte, wie früher schon angedeutet wurde, das Muster einer sparjamen Frau dar, und da sie acht Jahre mehr als Klaus und nur sechzehn Jahre weniger als die Geheimrätthin zählte, so war sie in keiner Weise durch ihre Schwiegermutter einzuschüchtern und brachte derselben gewaltige Niederlagen bei. Nach dreimonatlichem Kampfe räumte die Geheimrätthin das Feld, schwur, Klaus und seine edle Frau nicht mehr zu fennen, und richtete nun die ganze Kraft ihres Angriffs auf Hedwig oder vielmehr deren Gatten.

(Fortsetzung folgt.)

Zur Geschichte der Mariathereſien- (Levantine-) Thaler.)

Es gehört wohl zu den merkwürdigsten Phänomenen der Wirtſchafts- und Münzgeschichte, daß die östlichen Mittelmeer-Länder, Arabien, Nord- und Zentralafrika von Oesterreich im vorigen Jahrhundert ihre beliebteste Kourantmünze, den Mariathereſien- oder Levantinerthaler erhielten und zum theil noch heute erhalten, ohne daß Oesterreich im Orienthandel jemals die erste Rolle gespielt hätte. Daß eine österreichische Silbermünze eine so hervorragende Stellung im Welthandel gewinnen konnte, hängt mit den eigenthümlichen kommerziellen und münzpolitischen Verhältnissen zusammen, die in Europa und in der Levante um die Mitte des vorigen Jahrhunderts herrschten.

Schon zur Zeit des römischen Kaiserreiches wurde die überaus aktive Handelsbilanz des Orients gegenüber den europäischen und Mittelmeerländern durch ostwärts wandernde Sendungen von Münzen und Edelmetallbarren ausgeglichen. Von diesen ältesten Zeiten an bis zum Beginne des 19. Jahrhunderts vermochte der Occident die Luxusartikel und Spezereien des Orients nur mit wenigen anderen Waaren zu bezahlen, als mit gemünztem und ungemünztem Gold und Silber. Im 18. Jahrhundert fand dieser Ausgleich der europäisch-orientalischen Handelsbilanz zum theil unter höchst eigenthümlichen Modalitäten statt. Die Kaufleute aus der Levante ließen sich die orientalischen Waaren mit europäischen Silbermünzen bezahlen. Diese Goldstücke lieferten sie mit Gewinn bei der türkischen Münzstätte in Konstantinopel ab, um daraus geringhaltige türkische Silbermünzen prägen zu lassen. Damals wandte Kaiserin Maria Theresia dem Münzwesen ihres Reiches besondere Aufmerksamkeit zu und sah es im Gegensaße zu den meisten Fürsten der damaligen Zeit (besonders Friedrich dem Großen) als Ehrensache an, auf möglichst genaue und den gesetzlichen Bestimmungen entsprechende Ausprägung zu dringen. Namentlich galt den Münzen des Konventionsfußes, die Thaler zu 2 Gulden, deren Ausprägung auf der Münzkonvention mit Bayern vom 21. September 1753 beruhte, als das vertrauenswürdigste Silbergeld Mitteleuropas. Es ist begreiflich, daß die Kaufleute aus der Levante zu der oben erwähnten Operation mit Vorliebe die österreichischen Thaler benützten, und daß diese in Massen über Venedig, Triest, Marseille, Genua und Livorno zc. nach dem Orient gingen. Bis 1776 wurde der Thalerhandel von dem Bankhause Fries in Wien und einem Augsburger Bankensortium, die beide mit der österreichischen Regierung in einem Vertragsverhältnisse standen, betrieben. Diese Häuser beuteten aber durch ihr Monopol die orientalischen Kaufleute in arger Weise aus, indem sie den Thalerpreis übermäßig hoch ansetzten, einzelne Ge-

schaftsfreunde in willkürlicher Weise begünstigten und das Verlangen stellten, den Preis für die Thaler schon mehrere Wochen vor der Ablieferung zu erhalten. Hierdurch wurden die levantinischen Kaufleute veranlaßt, anderen, minder bekannnten und sicheren europäischen Münzen den Vorzug zu geben, und der Absatz der österreichischen Thaler ging stark zurück. Erst als die Regierung 1777 den Thalerhandel freigab und für jeden, der Silber in die österreichischen Münzstätten lieferte und den Schlagschaz zahlte, Ausprägungen vornehmen ließ, nahm der Absatz der Thaler nach dem Orient wieder einen bedeutenden Aufschwung. Bei der vor Neuerungen zurückstehenden Mangelhaftigkeit der orientalischen Kaufleute und Bevölkerung war es nur schwer möglich gewesen, die Thaler mit dem Bilde der Kaiserin im Wittwenschleier, den sie nach dem 1765 erfolgten Tode ihres Gatten Franz trug, abzugeben. Nach ihrem Tode blieb aber nichts anderes übrig, als die Thaler mit ihrem Bilde und der Jahreszahl 1780 weiter fortzuprägen, wie es noch heute geschieht, falls man auf ihren Absatz nach dem Orient nicht ganz verzichten wollte. Inzwischen war aber das Absatzgebiet bedeutend erweitert worden. Die Thaler galten nicht mehr bloß als Handelsmünzen und einschmelzbares Tiegelgut, sondern kurzten auch in der europäischen und asiatischen Türkei, in ganz Arabien, in den nordafrikanischen Barbarenstaaten, nördwärts in Aegypten und Zentralafrika, also in einem ungeheuren Ländergebiete, als allgemeines beliebtes und angenommenes Kourantgeld. So wurden in den 6 Jahren 1785—1790 in den österreichischen und ungarischen Münzstätten 19 016 901 Stück Levantiner Thaler ausgeprägt, für die damalige Zeit eine ungeheuer große Summe.

Wie lebhaft das Bedürfnis des Orienthandels nach diesen Münzen war, erhellt daraus, daß selbst die ökonomisch-finanzielle Periode Oesterreichs infolge der Revolutions- und napoleonischen Kriege nur eine Verringerung, aber keine Sistirung ihrer Ausprägung bewirken konnte.

Die überraschende Thatsache, daß alle von Spanien und von italienischen Staaten unternommenen Versuche, ihren Silbermünzen im levantinischen und Mittelmeerhandel die Stellung des österreichischen Mariathereſien-Thalers zu verschaffen, scheiterten, ist in folgender Weise zu erklären: Von allen europäischen Silbermünzen war es allein den österreichischen gelungen, bis ins Innere von Afrika vorzudringen. Jene hatten nur an den Küsten zeitweilig Kours, während die Eingeborenen eines großen Theiles des afrikanischen Kontinents und des ganzen unabhängigen Arabiens seit jeher nur die für einzelne afrikanische Kolonien (Gryllhva, Deutsch-Ostafrika, Senegambien zc.) geprägten Münzen über die Grenzen derselben hinaus keine Zahlkraft, sind daher zur Vermittlung des Verkehrs zwischen den einzelnen Kolonialgebieten untereinander nicht geeignet, während der Levantiner-Thaler überall gerne angenommen wird. England mußte bei seinem Feldzuge in Aegypten zur Sicherstellung der Verpflegung seiner Truppen im Wiener Hauptmünzante 1867—1868 4 985 480 Stück Levantiner-Thaler ausprägen lassen. Von 1874 an stellten die Bemühungen Ägyptens, in den Sudan und in die Äquatorialgebiete vorzudringen, die Steigerung des Handels zwischen Tripolis und den Hadseeländern, der unglückliche Feldzug Ägyptens gegen Aboessinien im Jahre 1876, die Feldzüge der Engländer gegen die Mahdisten und endlich die italienisch-abessinischen Kämpfe seit 1887 große Anforderungen hinsichtlich der Ausprägung dieser Münzsorte. Im ganzen wurden vom 1. Januar 1876 bis 30. November 1897 50 729 181 Stück Levantiner-Thaler ausgeprägt.

Trotz der großen Rolle, welche der Mariathereſien-Thaler im kommerziellen Leben Westasiens, Nord- und Zentralafrikas noch bis in unsere Tage hinein spielte, sind seine Aussichten für die Zukunft keine besonders glänzenden. Innerhalb der habsburgischen Monarchie hat er seine Gültigkeit als gesetzliches Kourantgeld 1857 zugleich mit dem Aufhören der Konventionswährung verloren. Er gilt nur mehr als Handelsmünze; das gewinnreiche Privilegium seiner Ausprägung für den Bedarf des Handels hat sich Oesterreich in allen Ausgleichsvereinbarungen mit Ungarn und auch noch in Münz- und Währungsverträgen über die Kronenwährung von 1892 gesichert.

Inzwischen war der Mariathereſien-Thaler aus Algier (und seit 1881 auch aus Tunis) durch die französische Frankswährung verdrängt worden. Die energischste Bekämpfung desselben seitens der türkischen und ägyptischen Regierung datirt erst seit dem rapiden Sturze des Silberpreises in den siebziger Jahren. Dieser ermöglichte es den Regierungen, so große Vortheile aus der Ausprägung von Silbermünzen zu ziehen, daß die Türkei und Ägypten den großen Münzgewinn lieber selbst beziehen, als der österreichischen Regierung überlassen wollten. Man darf in diesem Zusammenhange nicht vergessen, daß Völker auf niedrigerer Kulturstufe in weit geringerem Grade als die zivilisirten Nationen die Neigung empfinden, das Gold im soviel höher zu schätzen, als das Silber. In der Zeit vor dem Silbersturze, als noch die lateinische Relation zwischen Silber und Gold (1:15½) auf dem Weltmarkte in Kraft bestand, hielten die Bewohner Arabiens, der Sahara und Zentralafrikas noch an der Relation 1:10 fest und unterschritten sie wohl gar. Seit den siebziger Jahren hat sich zwar die Schätzung des Silbers auch bei diesen Völkern vermindert, aber noch lange nicht in jenem Ausmaße, wie auf dem Weltmarkte.

Seit 1888 hat die türkische Regierung alle fremden Silbermünzen, also auch die Mariathereſien-Thaler, von der Annahme bei

*) Aus der Wiener Wochenschrift „Neue Revue“.

öffentlichen Kassen und im Privatverkehre ausgeschlossen und 1894 sogar ein Einfuhrverbot für Silbermünzen erlassen, ohne aber damit in Tripolis und in den säbarabischen Provinzen einen durchschlagenden Erfolg zu erzielen. Die ägyptische Regierung erließ 1888 ein Verbot der Annahme von Levantiner-Thalern bei den Staatskassen und belegte sie 1895 sogar mit einem Werthzoll von 8 Prozent, so daß sie in dem unterägyptischen Verkehre überhaupt keine Rolle mehr spielen können. Die afrikanischen Gebiete, in welchen der Mariatherefen-Thaler noch eine beliebte und gangbare Münze ist, liegen aber schon durchwegs in den englischen, französischen, deutschen, italienischen Einflußsphären. Die Engländer rücken nördlich und abwärts gegen Chartum vor, und begegnen sich mit Franzosen und Deutschen am zentralen Tsad-See. Italiener, Franzosen, Engländer und Deutsche sind bestrebt, ihren Handel und ihren politischen Einfluß von der Küste des Rothen Meeres und des Indischen Ozeans aus in der Richtung gegen Abyssinien, die Galla- und Somaliländer und die Äquatorial-Seen zur Entwicklung zu bringen. Daß im Zusammenhange damit auch ihre Münzsysteme unter den dortigen Völkern Verbreitung finden, und die Kolonialregierungen schließlich, gleich Ägypten und der Türkei, durch allerlei Maßregeln den Umlauf der Mariatherefen-Thaler zu unterbinden trachten werden, unterliegt keinem Zweifel. Die Meinung, daß diese Entwicklung, so unvermeidlich sie auch sein mag, noch Jahre und Jahrzehnte in Anspruch nehmen wird, mag darin ihre Stütze finden, daß in dem seit 1890 in Englands Händen befindlichen Sausibar noch immer der Mariatherefen-Thaler die gangbarste Münze ist. So bleibt außerhalb des freien Arabiens nur noch der unabhängige Staat Abyssinien übrig, der vielleicht auch bei weiteren kulturellen Fortschritten insofern europäischer Einflüsse eine eigene Silberwährung der österreichischen Handelsmünze vorziehen wird. —

Kleines Feuilleton.

a. w. Der Knabe mit dem Schwane. Auch ohne lex Heinze wird man mit der Kunst fertig; das zeigt das Schicksal einer schönen Brunnenfigur in der größten Stadt des frommen Oberschlesien, in Königs-Hütte. Königshütte ist der Geburtsort des Bildhauers Kalide, der u. a. die bekannte schöne Springbrunnenfigur, einen Knaben mit einem Schwane darstellend, geschaffen hat, die man in vielen Städten Deutschlands findet. Das Original dieses Kunstwerkes hatte der Künstler vor Jahren seiner Vaterstadt geschenkt, wo es den eines bildnerischen Schmuckes sehr bedürftigen Marktplatz zieren sollte und einige Zeit auch wirklich zierte. Aber den frommen ultramontanen Stadtvätern ging das wider den Strich, als sie wieder einmal gegenüber den Liberalen die Majorität hatten, beschloßen sie, den Knaben mit dem Schwane „aus Sittlichkeitsgründen“ zu entfernen. Zwar erbarmte sich ein Privatmann des armen nackten Burschen und erhielt auch die Erlaubniß, ihm in seinem Garten ein Plätzchen einzuräumen, aber die präden Frömmlinge vertrieben ihn auch von dort. Jetzt schlummert das Original jenes Kunstwerkes in der Kumpfkammer des Königshütter Rathhauses, bis es vielleicht ein kunstfreundlicheres Stadtr Regiment einmal aus seinem Exil erlöst, — wenn das nicht etwa eine lex Heinze verbietet! —

— Was kostet ein Telegramm nach Kiaotschau? Die Worttage für ein Wort mit 10 Buchstaben oder höchstens 3 Ziffern kostet nach Korea nicht weniger als 740 M., also für die Mindestzahl von 10 Worten 74 M. Berücksichtigt man, daß diese Zahl oft nur zur genauen Bestimmung der Adresse genügt, so wird man erklärlich finden, daß ein Depeschenwechsel Deutschlands mit China an einem Tage über 3000 M. kostete. Die Telegramme gehen über London nach Amur, von wo aus sie nach Peking gelangen. Ein in Berlin ansässiger Herr, dessen Sohn vor einigen Tagen in Kiaotschau mit der „Darmstadt“ landete, hatte diesem am 29. v. Mts. zum Geburtstage telegraphisch gratulieren wollen. Als er das nur 17 Worte zählende Telegramm abließerte, erklärte ihm der Beamte: das Telegramm kostet 125 M. 80 Pf., d. h. pro Wort genau 7 M. 40 Pf. Der Herr verzichtete unter diesen Umständen auf eine telegraphische Glückwunschkündigung. Bemerkte sei noch, daß gerade diese Kabellinie sehr häufig unterbrochen ist, und dann gehen die Telegramme über Westindien, von wo aus sie durch Vermittelung der deutschen Konsulate weiterbefördert werden, wenn es sich um amtliche Depeschen handelt. Hierbei sei noch erwähnt, daß die telegraphische Korrespondenz mit den seiner Zeit vor Haiti liegenden Schiffen noch theurer war als die gegenwärtige nach Kiaotschau. Denn nach Port-au-Prince kostete jedes Wort 8 M. 05 Pf. Nur so ist es auch erklärlich, daß dem Deutschen Reiche jener Depeschenwechsel annähernd 32 000 M. kostete. —

Theater.

— Die „Neue Freie Volksbühne“ wird am nächsten Sonntag im „Friedrich Wilhelmstädtschen Theater“ Shakespeares „Luftige Weiber von Windsor“ in einer neuen freien Uebertragung und Bearbeitung zur Aufführung bringen. —

— Max Halbe's Drama „Mutter Erde“ hat bei der Erstaufführung am Residenz-Theater zu München großen Beifall gefunden. —

Musik.

— Das Autorrecht des „Barbier von Sevilla“. Der „Frankf. Ztg.“ wird aus Rom berichtet: Der italienische Senat

hat soeben das Gesetz genehmigt, durch welches die Ablauffrist des Autorrechts vom „Barbier von Sevilla“ um zwei Jahre verlängert wird. Es handelt sich bei diesem Gesetze aber nur um die gesetzliche Bekräftigung eines königlichen Dekrets, das der verstorbene Handelsminister Barazzuoli im Jahre 1896 erwirkt hatte, so daß die verlängerte Frist am 16. Februar 1898 endigt. Darob sind nun die Bürger von Pesarò stark entsetzt, denn das Rossini-Konservatorium, dessen Direktor augenblicklich Mascagni ist, erhält alle Lantienmen Rossini'scher Werke, und da der Staat nur 37 000 Lire jährlich für das Konservatorium ausgiebt, ist dessen Existenz nach dem 16. Februar bedroht. Jetzt schon beginnt daher eine lebhafteste Agitation, um eine noch weitere Verlängerung des Lantienmenbezugs zu erzielen. —

Aus dem Thierleben.

— Ueber die Umfärbung der Vögel hielt Dr. Hainroth unlängst einen Vortrag in der Deutschen Ornithol. Gesellschaft. Es ist bekannt, daß viele Vögel in der Jugend ganz anders gefärbt sind, als im Alter: auch zur Fortpflanzungszeit tragen viele Arten ein prächtigeres Kleid als in den übrigen Monaten. Wie diese Umfärbungen vor sich gehen, darüber haben die Ornithologen seit fünfzig Jahren sehr viel geschrieben. Die verschiedensten Ansichten machten sich geltend, und kaum eine derselben blieb unwidersprochen. Die Vogelfeder besteht aus einem Schaft, der in der Haut siedt. Unten an demselben sitzen gewöhnlich einige Daunensfedernchen, etwas höher setzt sich die Federfahne an. Diese setzt sich aus zahlreichen, dicht neben einander liegenden Nerven zusammen, welche wieder zweizeilig angeordnete Nebenstrahlen entsenden, aus denen abermals zartere Nerven zweiter Ordnung entspringen, und diese tragen gewöhnlich kleine Häutchen, durch deren Zueinandergreifen die Verfestigung der Federfahne bewirkt wird. Jeder Strahl zweiter Ordnung besteht aus einer Mark- und einer Rindenschicht. Die Rindenschicht ist gefärbt und zwar entweder roth oder gelb oder braun. Blaue oder grüne Färbung konnte der Vortragende nirgendwo feststellen. Wo die Feder blau oder grün erscheint, da bewirken es Prismen von durchsichtigen Schirmzellen, welche durch ein feines oberes Häutchen bedeckt werden. Sie bewirken eine blaue Färbung durch Strahlenbrechung, wenn die obere Haut ungefärbt ist, und verursachen eine grüne Färbung, wenn die Oberhaut gelb ist. Durch die Hilfe des Direktors des Berliner Zoologischen Gartens, Dr. Hed, war es nach einem Bericht der „Vossischen Zeitung“ dem Redner vergönnt, umfangreiche experimentelle Studien an Vögeln vorzunehmen, um zu untersuchen, auf welche Weise die Umfärbung vom Sommerkleide zum Winterkleide und vom einfachen Kleide zum Hochzeitskleide von statten geht. Die meisten Tagraubvögel haben ein besonderes Jugendkleid, manche Arten verbrauchen es rasch, andere tragen es sehr lange. Bei dem See-Adler kann man beobachten, wie der in der Jugend dunkle Schwanz allmählig heller wird, es entstehen weiße Flecke auf den dunklen Federn; diese verbreiten sich mehr und mehr, und schließlich ist der ganze Schwanz weiß. Hier schien ein schöner Beweis für eine Umfärbung der Feder vorzuliegen. Es wurde aus mehreren Federn ein Stück der Fahne herausgeschnitten. Dadurch konnte festgestellt werden, daß die beschädigten Federn nicht eher erneut werden, bis sie ausfallen. Der See-Adler erhält nach jeder Mauser andere, die etwas heller sind als die vorher getragene Feder, und der weiße Schwanz des See-Adlers erhält erst nach mehreren Mäusern seine reine Färbung, nachdem mehrere Zwischenkleider getragen worden sind. Bei den Gantler-Adlern tritt nach dem braunen Jugendgefieder ein Zwischenkleid auf, in welchem zwischen den braunen Federn, halb verdeckt, schwarze Federn erscheinen. Es sieht dann so aus, als ob die schwarzen Federn einen braunen Rand hätten. Auch hier ist nicht Verfärbung, sondern Mauser die wirkende Ursache. Sehr interessant sind die Umfärbungsverhältnisse bei den Singvögeln. Der Buchfink bekommt im Frühjahr eine leuchtende rothgraue Unterseite; diese entsteht dadurch, daß die grauen Spigen der Federstrahlen zweiter Ordnung, welche die rubinrothen Strahlen erster Ordnung verdecken, abgesehen werden. Der Feuerweber ist im Winter ungefähr wie ein Sperling gefärbt, im Sommer erhält er ein leuchtend rothes Gefieder. Dieses wird nur durch Mauser hervorgebracht. Der Türkisvogel des Berliner Zoologischen Gartens hat dadurch eine gewisse Veräuftheit erlangt, daß er ein scheinbar unanfärbbares Beispiel für die Umfärbung darbot. Er sitzt in einem rings umschlossenen Glasfaß. Zum Winter legt er sein grasgrünes Gefieder ab und wird prächtig türkisblau. Nach den Aussagen des Wärters war niemals eine Feder im Bauer zu dieser Zeit gefunden worden, und es galt als sicher, daß hier eine Verfärbung vorlag, ohne daß eine einzige Feder gewechselt wurde. Der Vortragende hat den Vogel genau beobachtet und die vollständige Mauser nachgewiesen. Die blauen Federn sind im Querschnitt ungefähr viermal breiter als die grünen Federn und haben eine ganz andere Struktur als diese. —

Aus der Pflanzenwelt.

— Ueber die Verbreitung der Aepfel- und Birnen-Arten auf der Erde hat Folger eine interessante Untersuchung angestellt. In ihrer Mehrzahl sind diese Obstbäume in wildem Zustande Bewohner von Gebirgshängen oder von hügeligen Geländen, viele ihrer Gattungen sind ganz auf die Gebirge beschränkt und es giebt keine einzige unter ihnen, die wildwachsend nur in der Ebene vorkäme. Mit wenigen Ausnahmen sind die

Apfel- und Birnbäume Einwohner der nördlichen Halbkugel, nur zwei Arten greifen auf die südliche Halbkugel hinüber, und eine einzige Gattung (*Hesperomeles*) kommt nur auf der südlichen Halbkugel vor, nämlich im nördlichen Theile der südamerikanischen Cordilleren. Etwa der dritte Theil aller Gattungen, und zwar gerade die gewöhnlichsten und artenreichsten, wie unser gemeiner Apfelbaum (*Malus*), sind auf beiden Halbkugeln, der östlichen wie der westlichen, heimisch, über die Hälfte der Gattungen sind auf die alte Welt beschränkt, nur drei von ihnen sind ausschließlich Kinder der neuen Welt. Das Festland von Australien und Afrika hat keinen einzigen einheimischen Apfelbaum, Afrika besitzt nur an der Mittelmeerküste einige Arten, von denen eine diesem Plage eigenthümlich ist. Auch die Insel Madeira hat übrigens einen Apfelbaum, der nur auf ihr vorkommt. Auf der australischen Inselwelt ist ein Apfelbaum vorhanden, der bis nach Japan verbreitet ist. Europa hat keine einzige Gattung dieser Obstbäume, die ausschließlich in seinem Gebiete vorkäme, unser Erdtheil theilt vielmehr den Besitz aller seiner Apfel- und Birn-Geschlechter mit Asien und dem mittelländischen Afrika. Asien dagegen besitzt 5 Gattungen des Apfelbaums, die in Europa nicht vorkommen. —

Meteorologisches.

— Ein Mondregenbogen wurde am 30. Januar in Kremß (Niederösterreich) beobachtet. Das interessante und schöne Schauspiel begann fünf Minuten vor 6 Uhr und dauerte beiläufig 15 Minuten. Der Himmel war mit dünnen Wolken bedeckt, die rasch von Nordwest vor der Mondscheibe vorbeizogen. Der Bogen schloß sich bald zu einem farbenstrahlenden Kreise, in dem Orange besonders hervortrat, bald öffnete er sich wieder. Die und da wurde auch ein Regenbogen, wenn auch nur schwach, sichtbar. —

Geologisches.

— Geologische Untersuchungen der preussischen Oberlausitz. In der letzten Sitzung der „Naturforschenden Gesellschaft“ zu Görlitz berichtete Dr. Monte über die bisherigen Ergebnisse seiner geologischen Untersuchung der preussischen Oberlausitz. Dieselbe hat zunächst das Reiffenthal zwischen Görlitz und der sächsischen Grenze, die westlich sich anschließende Plateaulandschaft und das Isergebirge betroffen. Das Reiffenthal stellt in diesem Theile eine breite aus dem Granit ausgewaschene Rinne dar, in der terrassenförmig Schottermassen lagern, die durchweg erst nach Ablagerung der diluvialen Gletschermoräne entstanden sind. Die Plateaulandschaft im Westen wird mit Ausnahme der Königshainer Berge von mittelförmigem Lausitzer Granit, von Basalt und Drabas durchbrochen, gebildet, über dem sich mächtige diluviale Bildungen lagern, die ihrerseits wieder von Böß überdacht sind. Mit besonderem Interesse wurden die Mittheilungen aufgenommen, welche Dr. Monte über seine Untersuchung des Isergebirges machte, die ganz neue Ergebnisse gehabt hat. Es hat sich nämlich ergeben, daß das Isergebirge nicht, wie man bisher annahm, aus Gneißschichten besteht, sondern aus einem Granitmassiv, welches von den zentralen Theilen nach der Peripherie zu einem allmätigen Uebergang von der porphyrischen und grobkörnigen Struktur zu einer feinkörnigen erkennen läßt. In gewissen Theilen des Isergebirges ist dieser Granit durch spätere Druckeinwirkung mehr oder weniger zu einem gneißartigen Gesteine ausgewalzt, wodurch die frühere Anschauung von der Gneißnatur dieser Gesteine veranlaßt ist. Ferner hat Dr. Monte festgestellt, daß der Granit des Riesengebirges ein wesentlich jüngeres Alter besitzt, als der des Isergebirges, und daß somit das Isergebirge älter ist, als das Riesengebirge. —

Technisches.

gr. Die technischen Versuchsanstalten zu Berlin-Charlottenburg haben im letzten Jahre verschiedene interessante Materialprüfungen vorgenommen. So wurden z. B. stählerne Kohlen säure-Flaschen durch einen Druck erprobt und verschiedenen Fallversuchen unterworfen. Die mit Gas gefüllten Kohlen säure-Flaschen aus Stahl ließ man aus einer Fallhöhe, die bis zu 4 Metern gesteigert wurde, auf Unterlagen von Roheisen-Barren herabfallen. Die Flaschen wurden zwar mehr oder weniger eingeebnet, aber zertrümmert wurde keine einzige. Die La ch gas-Flaschen für Zahnärzte dagegen erlitten in vielen Fällen unter dem vorgeschriebenen Druck nicht unbedeutende Formveränderungen. Die Abtheilung für Baumaterial-Prüfung untersuchte mehrfach Erzeugnisse der Zementwaaren-Fabrikation. Vorwiegend handelte es sich um Untersuchungen von Zementröhren auf Druckfestigkeit und auf Zusammensetzung des Betons. In einem Falle wurde die Güte und das Mischungsverhältnis des Betons bezweifelt, die weitere Abnahme der betreffenden Lieferung war daher einstweilen untersagt worden. Die Versuche bestätigten den Verdacht, denn es ergab sich, daß der Beton stark von Resten pflanzlichen und thierischen Ursprungs, vorwiegend Schneckengehäusen, durchsetzt und augenscheinlich mit einem durchaus ungeeigneten Kies hergestellt worden war. Die Druckfestigkeit der aus diesem mangelhaften Material hergestellten Zementröhren war daher sehr gering. Asbestpappe wurde auf Glibberverlust und auf Verhalten beim Glähen über ein Gasgebläse geprüft. Durch Verkohlung der organischen Stoffe wurde die Asbestpappe schwarz gefärbt, nahm dann aber nach und nach ihre ursprüngliche weiße

Farbe wieder an. Die ausgeglühten Stellen dieser Pappe waren allerdings weniger biegsam, wiesen aber dafür größere Dichtigkeit und Härte auf. —

Humoristisches.

— Eine Hand wäscht die andere. In einem belgischen Zuge sitzen zwei Herren einander gegenüber und unterhalten sich über das, was einen Reisenden zunächst angeht, Gepäck, Fahrkarten, Freigepäck, für welches besondere Bestimmungen gelten. Gelegentlich erwähnt der eine, er möchte einmal den Koffer des anderen messen, zieht auch ein Metermaß hervor und mißt. „Nun, der scheint ja 'n bißchen eigenthümlich zu sein“, denkt sich der zweite Herr und meint, jener habe die seltene Liebhaberei, alle möglichen Gegenstände zu messen. Da sagt der „Eigenthümliche“: „Ihr Koffer ist 7 1/2 Zentimeter zu lang und darf daher nicht als Freigepäck im Wagen bleiben. Ich bin Eisenbahn-Inspektor und muß Sie in eine Strafe von fünf Franken nehmen. Wollen Sie mir Ihren Namen angeben?“ Nun war die Eigenthümlichkeit aufgelärt und es hieß, die Sache nehmen, wie sie lag. „Aber,“ sagte der Betroffene, „Sie erlauben mir doch nun wohl einmal Ihren Maßstab, um selbst nachzumessen!“ „Bitte...“ Und nun sagte Nummer Zwei mit höflichem Lächeln: „Ich bin im königlichen Reichamt Direktor im Maßamte. Da Ihr Maßstab, wie ich zu meinem großen Bedauern sehe, nicht vorchriftsmäßig abgestempelt ist, hat erstens Ihre eben vorgenommene Messung keine gesetzliche Gültigkeit, und zweitens bin ich leider genöthigt, Sie in eine Strafe von 50 Franken zu nehmen. Wollen Sie mir Ihren Namen angeben?“ ... An jenem Tage sprachen sie nicht weiter. —

— Hoch hinaus. A.: „Ich möchte doch wissen, woher der fette Streifen an der Decke kommt?“ B.: „Das wissen Sie nicht? Haben Sie denn noch nicht bemerkt, wie hoch unser Inspektor seine Nase trägt?“ —

— Unter Schauspielern. „Wann treffen wir uns heute Abend?“ „Um 1/29 sterbe ich, dann kann ich kommen.“ „Ich erschleße mich erst um 3/410.“ „Also dann um 10 Uhr, aber bestimmt!“ („Luft. Bl.“)

Vermischtes vom Tage.

— Von Sturm-Verheerungen der letzten Tage wird weiter gemeldet: Der Dampfer „Hamburg“, der gestern in Hamburg eintraf, hat schwer gelitten. Der Kapitän und der erste Offizier sind schwer zu Schaden gekommen, der zweite Offizier ist über Bord gespült, ein Matrose erschlagen worden. — In Jütland, Laland Falster hat der Okean große Ueberschwemmungen und Verheerungen verursacht, viele Menschen sind verunglückt. — Auf dem Schwarzen Meere sind sieben Schiffe mit zweihundert Mann zu grunde gegangen. —

— In die Schnellzüge sind nach neuerer ministerieller Bestimmung nur solche Fahrzeuge einzustellen, die im besten Zustande sich befinden. — Das sollte doch selbstverständlich für alle Züge gelten! —

— Auf der Weser bei Bremen sind am Montag acht Hafenarbeiter, sämmtlich Familienväter, beim Uebersehen ertrunken. —

— In der Nähe von Jüterburg stürzte sich eine Gefangene aus dem Zuge zum Fenster hinaus und blieb mit geschmettertem Kopfe liegen. —

— Im Riesengebirge ist in Folge starken Regens Hochwasser eingetreten. Der Bober und der Zaden sind stark gestiegen und an einigen Stellen bereits über die Ufer getreten. —

— Beim Brande eines Arbeiterhauses bei Wolfenbüttel stürzte die Brandmauer ein. Zwei Personen wurden getödtet, eine tödtlich verletzt. —

— Die lex Heinze wirft ihre Schatten voraus! In Cleve wurde ein Buchhändler durch den Bürgermeister veranlaßt, bei Vermeidung einer Polizeiverfügung die Zeichnungen von Sascha Schneider aus dem Schaufenster zu entfernen. —

— Die große Drtschaft Borzslawa (Galizien) ist durch eine Feuersbrunst total eingäschert worden. Mehr als hundert Familien sind abdachlos. —

— Der Römer Laurentis, der in Venedig bei der Finanzwache diente, versuchte in das Trientiner Gebiet zu flüchten. Er tödtete mehrere von seinen ihn verfolgenden Kameraden, worauf er sich selbst erschöpf. —

— In Neapel haben Studenten das Besetzungszimmer der Universität gestürmt. Sie verlangen eine neue Prüfungsjury. —

— An staatlicher und privater Unterstüfung wurden für die Linderung der Hungersnoth in Indien etwa 39 Millionen Mark ausgegeben. —

— In New-York, Boston und den New-England-Staaten haben furchtbare Schneestürme gewüthet. Der Verkehr ist zum theil gestört. An der New-England-Küste sollen 36 Personen, davon 33 Seelente, umgekommen sein. —